

²²Und alsbald trieb Jesus seine Jünger, in das Boot zu steigen und vor ihm hinüberzufahren, bis er das Volk gehen ließe. ²³Und als er das Volk hatte gehen lassen, stieg er allein auf einen Berg, um zu beten. Und am Abend war er dort allein. ²⁴Und das Boot war schon weit vom Land entfernt und kam in Not durch die Wellen; denn der Wind stand ihm entgegen. ²⁵Aber in der vierten Nachtwache kam Jesus zu ihnen und ging auf dem See. ²⁶Und als ihn die Jünger sahen auf dem See gehen, erschrakten sie und riefen: Es ist ein Gespenst!, und schrien vor Furcht. ²⁷Aber sogleich redete Jesus mit ihnen und sprach: Seid getrost, ich bin's; fürchtet euch nicht! ²⁸Petrus aber antwortete ihm und sprach: Herr, bist du es, so befehl mir, zu dir zu kommen auf dem Wasser. ²⁹Und er sprach: Komm her! Und Petrus stieg aus dem Boot und ging auf dem Wasser und kam auf Jesus zu. ³⁰Als er aber den starken Wind sah, erschrak er und begann zu sinken und schrie: Herr, hilf mir! ³¹Jesus aber streckte sogleich die Hand aus und ergriff ihn und sprach zu ihm: Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt? ³²Und sie traten in das Boot und der Wind legte sich. ³³Die aber im Boot waren, fielen vor ihm nieder und sprachen: Du bist wahrhaftig Gottes Sohn!

Matthäus 14, 22 - 33

Predigt in der Christuskirche Frankfurt/Main am 12. Oktober 2014

Ich kann mir vorstellen, dass manche von ihnen jetzt denken: Will er wirklich darüber predigen? Eine Wundergeschichte? Ist ihm nicht klar, dass er dann auch etwas sagen muss zu der leidigen Frage, ob das alles denn auch „wahr“ ist? - Für manche Zeitgenossen sind solche Geschichten, wie wir sie eben gehört haben, ein Grund, aus der Kirche auszutreten. Und manche von denen, die nicht an Wunder glauben wollen oder können, lehnen mit den Wundern die ganze Bibel ab.

Auch wir können den Zweifeln an den „Wundergeschichten“ nicht einfach aus dem Weg gehen. Bitte erlauben sie mir daher, dass ich Ihnen zu Anfang meiner Predigt zwei Fragen stelle. Ich werde Ihnen auch gleich meine Antworten geben und eine kurze Begründung.

Also gut:

Muss man als Christ daran glauben, dass diese Geschichte so wie eben gehört (als historische Tatsache) Wort für Wort geschehen ist? - Ich denke nicht.

Gott zwingt niemanden etwas gegen unseren Verstand für wahr zu halten.

Darf ein Christ denn einfach daran glauben, dass sich die ganze Geschichte genau so, Wort für Wort, zugetragen hat? - Ich denke schon.

Warum sollte Gott nicht in der Lage sein, Dinge zu ermöglichen, die eigentlich unmöglich sind? Wir erinnern uns: Gott ist der, von dem alles kommt. Das Weltall, die „Natur“ und natürlich wir Menschen wären nicht ohne ihn. Die Naturgesetze, die der scharfsinnige Geist kluger Menschen gefunden hat – sie sind Gottes Idee.

Wenn also alle Dinge von Gott abhängen, wenn er nicht nur die Dinge selbst, sondern auch die Möglichkeiten unserer Erkenntnis geschaffen hat – wie sollten wir Menschen da beurteilen können, was Gott kann und was nicht?

Vielleicht ist das zu abstrakt. Lassen sie mich also anders fragen: Was ist eigentlich das größere Wunder?

Ist es, dass ein Mensch, der schwerer ist als Wasser, ein paar Schritte auf diesem Wasser laufen kann?

Oder ist es, dass dieser Mensch überhaupt laufen kann, dass es diesen Menschen gibt?

Ist es denn kein Wunder, dass sich täglich in unserem Gehirn „von ganz alleine“ Millionen von Synapsen verschalten; dass dadurch in jedem von uns ein Bild von der Welt entsteht, in der wir leben; dass wir sehen, riechen, schmecken können; dass wir sogar nachdenken, sprechen und träumen können von dem, was wir erleben.

Wie unglaublich ist es doch, dass uns all dies und noch viel mehr möglich ist – scheinbar ganz „von alleine“! Wie kostbar diese Selbstverständlichkeiten doch sind, wird uns erst bewusst, wenn wir sie verlieren; wenn wir eine Weile nicht mehr richtig laufen, sehen oder hören können. Erst dann merken wir, dass nichts selbstverständlich ist.

Und wenn wir sehen, wie dunkel die Welt oft ist, zu welchen unmenschlichen Taten Menschen fähig sind, dann ist es einfach nur wunderbar, dass es immer wieder Menschen gibt, die trotzdem glauben, hoffen und lieben können!

Wenn wir einmal darüber nachdenken, wie wunderbar wir selbst gemacht sind, dann kommen wir in ungläubiges Staunen. Wir selbst, die Welt um uns sind das wahre Wunder. Wer sagt, er glaube nicht an Wunder, der weiß nichts von der Welt und nichts von sich selbst.

Doch nun zur wunderbaren Botschaft unserer Geschichte. Es geht Matthäus natürlich nicht darum, irgendjemandem weiß machen zu wollen, wir Menschen könnten übers Wasser laufen. Also worum geht es? Es geht darum, woran wir scheitern und darum, was uns möglich ist. Es geht um uns selbst.

Jesus schickt seine Jünger voraus, zum Ort Genezareth. Er selbst kümmert sich noch um ein paar Bedürftige, bevor er sich endlich zum Beten zurückziehen kann. Zum Beten war er eigentlich an diesen einsamen Ort gekommen, doch seine Ankunft hatte sich schnell herumgesprochen und eine Menschenmenge mit großen Erwartungen hatte ihn empfangen. Also hatte er wieder einmal gepredigt, zugehört, geheilt und dann noch schnell fünftausend hungrige Mäuler gestopft. Jetzt endlich gingen auch die letzten nach Hause. Er würde seine Ruhe haben, falls nicht doch wieder etwas dazwischen kommt –

Können Sie mit Jesus fühlen? Die Erwartungen der Bedürftigen nehmen kein Ende. Je mehr man sie erfüllt, umso größer werden sie.

Zumindest um seine Jünger brauchte Jesus sich anscheinend nicht zu kümmern. Die Jünger kannten ja den See. Viele von ihnen waren Fischer und lebten von ihm. Sie kannten seine Tücken, die Gefahr, die eine Bootsfahrt jedes Mal bedeutete. Sie hatten schon manchen Sturm überlebt.

Was die Jünger wohl gedacht haben, als Jesus sie wegschickte und er alleine bei den fremden Leuten blieb? Wir wissen es natürlich nicht, aber ich denke, es waren sehr menschliche Gedanken. Vielleicht klangen sie so:

Warum war Ihr Meister immer so freundlich zu den fremden Leuten? Merkte er denn nicht, dass sie ihn ausnutzten? Merkte er wirklich nicht, dass sie sich trösten, heilen, sogar füttern ließen, ohne jemals etwas zurückzugeben? Und warum war er zu seinen Mitarbeitern – seinen Jüngern, die doch mit ihm durch dick und dünn gingen – manchmal so abweisend? Mochte er sie vielleicht gar nicht? Schickte er sie deshalb weg, weil er die ganze Aufmerksamkeit der Menge für sich alleine haben wollte?

Können Sie mit den Jüngern fühlen? Vermissen Sie manchmal auch die Anerkennung für das, was Sie leisten? Können zuverlässige Mitarbeiter – egal ob im Betrieb, in der Familie oder in der Kirche – denn keine Anerkennung erwarten?

Solche Jünger-Gedanken waren wie weggeblasen, als der Sturm kam. Er kam in der Nacht und er traf sie auf der Mitte des Sees. Doch was sie noch viel mehr traf, war die

Erscheinung auf dem Wasser. War das ein Geist oder der Tod selber, der kam, um sie zu holen? „Erschreckt nicht! Ich bin es, habt keine Angst“, spricht die Gestalt. Konnte das tatsächlich Jesus sein? Das war doch unmöglich!

Wir erinnern uns an dieser Stelle: Die Geschichte zeigt unser Scheitern; und doch zeigt sie, was uns möglich ist.

„Habt keine Angst“, sagt Jesus. Sein „Habt keine Angst“ gilt allen Jüngern, doch nur Petrus antwortet. Das ist kein Zufall: Petrus war der Lautsprecher der Gruppe, und er war anerkannt als Wortführer. Er hatte nichts dagegen im Mittelpunkt zu stehen, ganz im Gegenteil. Und wie meistens waren seine Worte nicht bescheiden. *Wenn das wirklich Jesus, sein Rabbi war, dann würde ihn, Petrus, nichts davon abhalten, es ihm gleich zu tun. Wenn Jesus übers Wasser gehen konnte, dann würde auch er es schaffen!*

Ob die anderen Jünger sprachlos zusahen? Ob sie Petrus gewarnt haben?

Das kann nicht gut gehen! Lass das sein! – Kennen wir solche Stimmen, die es gut mit uns meinen, die uns bremsen wollen in unserer Begeisterung? Oder fällt uns vielleicht eher ein Petrus bei uns ein? Vielleicht ist er ein Freund, der sich immer wieder halsbrecherisch in Abenteuer stürzt. Regelmäßig helfen wir diesem Freund danach wieder auf die Beine – nur um zusehen zu müssen, wie er zum nächsten Kamikaze-Flug abhebt.

Petrus jedenfalls hat kein Ohr für Ratschläge. Er ist keiner, der lange zaudert, der sorgsam Kosten und Nutzen abwägt, bevor er etwas tut. Petrus ist impulsiv, ein Mann der Tat. Wahrscheinlich denkt Petrus nicht viel in diesem Moment. Er sieht auf Jesus und verlässt das Boot.

Ich frage mich: Sollten wir ihn dafür nicht bewundern?

Wie oft halten wir uns fest an einer Sicherheit, klammern uns an unsere Nusschale, die auf dem Meer umher treibt? Welche Glaubenserfahrungen würden uns erschrecken, begeistern, bereichern, wenn wir den Schritt hinaus ins Ungewisse wagten?

Petrus riskiert so ziemlich alles. Und siehe da: Es klappt! Er kann tatsächlich übers Wasser laufen! Zumindest ein paar Schritte. Die paar Schritte, bis er bemerkt, was er da tut; bis er mitten in den Wellen steht. Und jetzt erkennt er den Ernst der Lage. Jetzt erst sieht er die Dinge, wie sie nun einmal sind. Ein Mensch ist schwerer als Wasser. Wie konnte ein Fischer wie er das nicht wissen?

Petrus bekommt es mit der Angst zu tun. Wieder einmal hat er den Mund zu voll genommen. Wie gerne wäre er jetzt bei den anderen im Boot, aber zu spät...

Auch wir kennen das: Manchmal gibt es kein Zurück mehr. Ein falsches Wort, einmal gesagt, kann man bedauern, erklären, entschuldigen – aber niemals „ungesagt machen“. Eine ausgeplauderte Vertraulichkeit, unser vollmundiges Versprechen oder das Geständnis von gestern, das uns heute peinlich ist: Wie gern würden wir all das zurücknehmen? Aber zu spät...

„Hilf mir, Herr!“, ist dann vielleicht alles, was uns einfällt. Wie gut, wenn wir es auch aussprechen können!

Musikstück

An dieser Stelle der Geschichte scheint der Moment der Realisten gekommen:

*Ein Boot, egal wie zerbrechlich, ist eben doch besser als kein Boot.
Besser ein ängstlicher Mitläufer sein als ein Größenwahnsinniger Draufgänger.*

Wahrscheinlich hat auch der ein oder andere Jünger in diesem Moment so gedacht. Jesus denkt anders. Er sieht, wie die hohen Wellen Petrus Angst machen und er sieht wie Petrus in dieser Angst versinkt. Er geht auf Petrus zu, reicht ihm die Hand, er fordert ihn auf zu vertrauen.

Die Geschichte vom Wandeln auf dem Wasser ist eine Geschichte vom Wagnis, vom Vertrauen und auch von der Angst. Und diese Angst erfasst nicht nur Petrus.

Was Gegenwind im Leben bedeuten kann, das wissen wir, auch wenn Segeln nicht unser Hobby ist. Wenn wir es mit der Angst zu tun bekommen, wird es schwierig das Ziel im Auge zu behalten. Mit dem Ziel geht auch der Mut verloren. Der Wind bläst ja ins Gesicht, er raubt den Atem. Wie schnell sind unsere Kräfte dann aufgebraucht! Wir erleben es in unserer Umgebung oder sogar am eigenen Leibe, wie so ein Gegenwind aufkommen kann: Die Diagnose Krebs, der Partner, der ausgezogen ist oder der Verlust der Arbeit. Das sind nur ein paar der Wellen, in denen wir untergehen.

Das Boot, in dem wir sitzen, kann durchaus ein gutes Boot sein. Es kann die Familie sein; es kann eine Leidenschaft sein, mit der wir uns identifizieren; es kann die Kirche sein, mit der wir unseren Glauben lebendig halten möchten. Und doch erleben wir, wie uns auch in diesem Boot die Angst überfallen kann – Angst vor dem Schiffbruch oder dem Scheitern unseren Hoffnungen. Und wie schwer ist es, sich wieder vertrauensvoll aufs Wasser zu wagen, wenn wir erst einmal Schiffbruch erlitten haben?!

Eine Botschaft gegen die Angst – das „Fürchte dich nicht“ – findet sich immer wieder in der Bibel.

„Fürchtet euch nicht, seid getrost, ich bin es.“ Das hören wir Jesus in dieser Geschichte zu den Jüngern sagen. An diesen Worten erkennen sie ihn. In diesem „Fürchte dich nicht!“ ist der Auferstandene auch uns heute nah. Was fangen wir damit an? –

Petrus will auf diese Zusage hin gleich alles. Er möchte den Beweis für Jesu Nähe, die die Angst überwinden hilft. Aber die Geschichte ist sehr realistisch: Vertrauen und Glauben lassen sich nicht beweisen; Gottes Nähe lässt sich nicht erzwingen. Auch Menschen mit „felsfestem“ Glauben geraten immer wieder ins Wanken.

Anders gesagt: Es gibt keinen angstfreien Raum auf dieser Welt. Auch nach Ostern nicht. Angst gehört zu unserem Dasein, wie die physikalische Gesetzmäßigkeit, dass Menschen nicht auf dem Wasser gehen können. So wie das Wasser immer die Gefahr in sich trägt, dass wir untergehen, so bleibt uns die Angst im Leben. Glaube macht nicht übermenschlich. Glaube trägt anders. Er trägt wie das zugesprochene „Fürchte dich nicht“ und das „sei getrost“ – im Angesicht der Angst und durch sie hindurch. Diesen Glauben *hat* man nicht, aber man kann ihn erleben.

„Komm!“ sagt Jesus zu Petrus. *Mach den Schritt von der Angst zum Vertrauen.*

„Komm“, sagt er auch zu uns. Dieses „Komm!“ kann manchmal genauso verrückt erscheinen wie in unserer Geschichte: „Komm, lauf übers Wasser!“

Dieses „Komm!“ fordert uns auf, mit dem Unmöglichen zu rechnen. Es ermutigt uns, Wege zu gehen, die wir uns alleine niemals zutrauen würden.

Welche Wege könnten das sein? Ich denke, jeder von uns hat seine eigenen Unmöglichkeiten:

Der Weg zum Nachbarn, mit dem man seit der Geschichte mit dem Gartenzaun nicht mehr geredet hat...

Der Weg, dem Vater zu vergeben, unter dessen Erziehung man noch immer leidet...

Der Weg zum Chef, der einen schon wieder übergangen hat...

Der Weg zu den eigenen ungeliebten Eigenschaften, die man so geschickt verdrängt hat, weil sie einfach nicht zu unserem Selbstbild passen wollen...

Sicher fallen Ihnen noch ganz andere Wege ein, Ihre Wege eben. Wege, die schwer fallen.

All diese Wege erfordern Mut. Aber müssen wir sie denn gehen? Können wir nicht auch in unseren Lebensbooten sitzen bleiben, den Rettungsring umlegen und den anderen Jesu „Komm“ überlassen?

Möglich ist das. Wir können im Leben stehen bleiben, uns konzentrieren aufs Festhalten, den Risiken aus dem Weg gehen, uns an die gewohnte Nusschale klammern. Wir können durchaus in den Booten sitzen bleiben, in denen wir durchs Leben treiben – genau so, wie jemand durchaus sein Haus auf Sand bauen kann.

Ein Leben ohne Vertrauen – ohne das Wagnis, welches Vertrauen nun einmal bedeutet – ist nur scheinbar sicher. Jesus gibt uns jedenfalls einen anderen Rat:

„Darum, wer diese meine Rede hört und tut sie, der gleicht einem klugen Mann, der sein Haus auf den Felsen baute“, sagt er an anderer Stelle (Mt. 7, 24). „Wenn dann ein Wolkenbruch niedergeht, die Flüsse über die Ufer treten und der Sturm tobt und an dem Haus rüttelt, stürzt es nicht ein, weil es auf Fels gebaut ist.“(Vers 25).

Petrus hieß eigentlich Simon. „Petrus“ war nur der Beiname, welcher „Fels“ bedeutete. Auf Felsen wie diesen Simon, sagt Jesus einmal, werde er seine Kirche bauen (vgl. Mt 16,13ff). Und Jesus kennt diesen Felsen Simon besser als er sich selbst: Später wird Petrus einem Soldaten im Garten Gezemane ein Ohr abschlagen, weil dieser Jesus gefangen nehmen will. Und dann, im Haus des Hohen Priesters, in dem Jesus verspottet wird, wird der Anführer Petrus behaupten, er kenne diesen Jesus gar nicht. Jesus weiß das. Und trotzdem nennt er diesen Jünger „Fels“.

Es mag uns verwundern, aber es ist so: Mit großspurigen, leichtsinnigen Leuten wie Simon Petrus baut Jesus seine Kirche. Gott selbst baut auf diesen Petrus, den Hitzkopf, der gerne mal versagt, wenn's drauf ankommt. - Ist das nicht unglaublich? Ist es nicht... ein Wunder?

Einen Gedanken möchte ich für mich noch mitnehmen in die neue Woche: Petrus wird gerade dadurch zum Fels, dass sein Vertrauen etwas Tollkühnes hat.

Amen

Marcel Kraft